

Die Wirtschaft ohne Wachstum ist nötig und machbar

Die Menschheit steht nicht nur am ökologischen Abgrund. Sie muss einsehen, dass sämtliche Versuche, das nördliche Wohlstandsmodell durch Investitionen in „grüne“ Technologien nachhaltig oder zumindest klimaschonend zu gestalten, nicht nur gescheitert sind, sondern teilweise kontraproduktiv waren. Ausgerechnet die gefeierte Energiewende bietet dafür das beste Beispiel. Was folgt daraus?

Wenn der Planet erstens physisch begrenzt ist, zweitens industrieller Wohlstand niemals ohne ökologische Schäden zu haben ist, drittens die irdischen Lebensgrundlagen dauerhaft erhalten bleiben sollen und viertens globale Gerechtigkeit herrschen soll, muss eine Obergrenze für die von einem Individuum in Anspruch genommene materielle Freiheit existieren. So würde beispielsweise das 1,5-Grad-Klimaschutzziel für Mitteleuropa verlangen, die jährlichen CO₂-Emissionen pro Kopf von derzeit durchschnittlich 12 auf eine Tonne zu senken. Hierzu ist ein Prozess des Rückbaus und der Selbstbegrenzung unerlässlich. Tut das weh?

Reduktionspotenziale auf der Nachfrageseite sind nicht mit Verzicht gleichzusetzen. In einer Welt der Informations- und Optionenüberflutung, die niemand mehr verarbeiten kann, werden Überschaubarkeit und Entschleunigung zum psychischen Selbstschutz. Von welchen Energiesklaven und Komfortkrücken ließen sich überbordende Lebensweisen und die Gesellschaft als Ganzes zum eigenen Nutzen befreien? Welcher Wohlstandsschrott, der längst das Leben verstopft, obendrein Zeit, Geld, Raum sowie ökologische Ressourcen beansprucht, ließe sich schrittweise ausmustern? Sich auf eine Auswahl an Konsumaktivitäten zu beschränken, die eingedenk begrenzter Aufmerksamkeit stressfrei bewältigt werden können, ermöglicht verantwortbare und zugleich genussvolle Lebenskunst.

Würde die Industrie schrittweise zurückgebaut, könnte durch verringerte Wochenarbeitszeit aufgefangen werden, so dass Vollbeschäftigung mit einer 20-Stunden-Woche einherginge. Die freigestellte Zeitressourcen könnte zur ergänzenden Eigenversorgung genutzt werden, etwa in Gemeinschaftsgärten, Netzwerken der Nachbarschaftshilfe, Verschenkmärkten, Einrichtungen zur Gemeinschaftsnutzung von Geräten/Werkzeugen, Repair Cafés, kommunalen Ressourcenzentren etc. Eine verdoppelte Nutzungsdauer oder die doppelte Anzahl von Nutzern desselben Gegenstandes senkt den Bedarf an Einkommen, folglich auch an Wirtschaftswachstum. Regionale Märkte ergänzen die Versorgung. Hier würden die Effizienzvorteile einer geldbasierten Arbeitsteilung zwar weiterhin genutzt, aber innerhalb eines kleinräumigen und krisenresistenteren Rahmens. Dies gilt insbesondere für die Nahrungsmittelproduktion, für die sich die sog. „Solidarische Landwirtschaft“ anbietet.

Der Rest an notwendiger Industrieproduktion könnte sich darauf beschränken, einen nicht wachsenden Bestand an materiellen Gütern zu erhalten, also nur zu ersetzen, was nach sinnvoller Nutzungsdauerverlängerung nicht mehr erhalten werden kann. Unerlässlich wäre ein reparables und langlebiges Design. Dringend nötig wären ein Bodenversiegelungsmoratorium und Rückbauprogramme für Industrieareale, Autobahnen, Parkplätze und vor allem Flughäfen. Unternehmensformen wie Genossenschaften, Non-Profit-Organisationen oder Konzepte des solidarischen Wirtschaftens könnten Gewinnerwartungen dämpfen. Das Bildungssystem müsste darauf zielen, handwerkliche Kompetenzen zu vermitteln, um autonome Reparatere

und Selbstversorger hervorzubringen. Das Leben in einer derartigen Postwachstumsökonomie wäre von materieller Genügsamkeit und Sesshaftigkeit – also kerosinfreiem Glück – geprägt, aber sehr entspannt.